

## EINLEITUNG

VON NATHANAEL BUSCH und ROBERT FAJEN

Eine Kölner Bürgerin beichtet, sie habe ihrem Mann Geld gestohlen. Nach dem Grund für diese Übeltat befragt, erklärt sie, er habe sie fortwährend schlecht behandelt, ja, sogar geschlagen. Seit dem Raub sei der Missstand jedoch nur noch schlimmer geworden, und wegen der Anschuldigungen ihres Mannes habe sie die Münzen vor lauter Verzweiflung in die Latrine geworfen. Der Beichtvater der Frau, Ensfried, Dekan der Kirche St. Andreas, hört dieses Geständnis. Nachdem er ihr die Absolution erteilt hat, sucht er umgehend den Ehemann auf – und bittet darum, ihn die Latrine säubern zu lassen, um das Geld an sich zu nehmen.

Diese Geschichte, die an der Schwelle vom 12. zum 13. Jahrhundert entstand, überrascht, denn einen so pragmatischen Umgang mit Geld würde man – zumindest auf den ersten Blick – dem Mittelalter nicht zutrauen. Erzählt wird sie vom Zisterziensermönch Caesarius von Heisterbach in seiner berühmten Exempelsammlung *Dialogus miraculorum* (6,5). Der Bürger, von dem über mehrere Ecken berichtet wird, mag zwar reich sein, aber er benimmt sich verwerflich. Obwohl er bestohlen wurde und ihm dadurch eigentlich Unrecht widerfahren ist, bleibt er aus moralischer Sicht unterlegen; der Diebstahl, zu dem sich seine Frau gedrängt sieht, erscheint wie ein Gebot. Der Reiche wird bestraft, indem er einen Teil seines Reichtums verliert. Die Geschichte zeigt aber auch, dass Geld ein begehrenswertes Gut ist, für das man sogar in eine Latrine steigt. Doch bliebe die Erzählung unvollständig, wenn sie mit der vermeintlichen Geldgier des Beichtvaters endete. Ensfried will weder aus Habsucht noch, wie der Reiche vermutet, aus Demut oder Selbsterniedrigung die schmutzige Arbeit eines Latrinenreinigers verrichten. Vielmehr spendet er das Geld den Armen, denn schließlich stinkt es nicht. Das Geld dient der Nächstenliebe, die Geschichte hat eine Moral.

Diese kurze Anekdote aus dem Leben eines hochmittelalterlichen Geistlichen mag einen ersten Eindruck von den in diesem Band versammelten Texten geben. Sie erzählen gemeinsam die noch weitgehend ungeschriebene Geschichte des Geldes in der Literatur des Mittelalters und erlauben auf diese Weise ungeahnte Einblicke in die Zeit. Dabei ist die Rolle des Geldes in bestimmten Bereichen, etwa in Politik oder Gesellschaft, durchaus gut erforscht. Ein eigener Zweig – die Wirtschafts- und Sozialgeschichte – hat in zahlreichen Detailstudien dargelegt, welche Formen Geld hatte, wann also welche Münze geprägt wurde. Sie hat untersucht, wie viel ein Sack Mehl wann kostete und welchen Lohn ein Bäcker Geselle im 15. Jahrhundert zu erwarten hatte. Wir wissen dank dieser Forschungen Bescheid über die Entstehung der Banken und deren erste Krisen, über Steuerrecht in Augsburg oder den europäischen Fernhandel nach China. Und wir können uns eine Vorstellung davon machen, welches Renommee ein Kaufmann oder Geldverleiher hatte.

Offen bleibt bei alledem jedoch, wie im Mittelalter über Geld gedacht wurde. Welche Träume oder Wünsche waren mit der Sehnsucht nach Geld verknüpft? Wie begriffen die Fernhändler oder Bäcker, was sie in den Händen hielten? Wie ging man mit Armut oder Reichtum um? Und auch dies: Warum war Geld der – scheinbare – Beweggrund für schlimmsten Judenhass? Es ist die Literatur, die auf diese Fragen Antworten bereithält. Sie bietet – mit der ihr eigenen Unschärfe und Ambivalenz – dort Einsichten, wo die Präzision der Urkunde, der Gerichtsakte oder des Vertrages enden muss; denn sie zeigt, wie Autoren und Rezipienten ihr Verhältnis zum Geld in Bezug auf Himmel und Erde imaginierten. Die Geschichte über Ensfried und die Kölner Bürgersfrau verrät weit mehr über den alltäglichen Umgang mit Münzen als nüchterne Akten oder Tatenschilderungen. Der vorliegende Band versammelt teils überraschende, teils verstörende Texte, die Geld vielfach anders sehen, als es heute der Fall ist. Sie sind in einer Zeit entstanden, in der Geld als Zahlungsmittel weniger verbreitet war und auch eine andere Funktion hatte als heute. Es ist daher zunächst zu rekapitulieren, in welchen Zusammenhängen Geld im Mittelalter überhaupt zu finden war und welche Formen es annehmen konnte.

## GELD VOR DER ERFINDUNG DER ÖKONOMIE

Aus ökonomischer Sicht ist Geld leicht zu definieren. Drei Funktionen lassen sich anführen: Geld ist Tauschmittel, es dient als Recheneinheit, und man kann es zur Aufbewahrung verwenden. Diese Begriffsbestimmung sieht den Ursprung im Handel. Am Anfang steht der Warentausch; mit zunehmender Gesellschaftskomplexität entsteht dann die moderne Finanzwirtschaft. Statt das Schwein gegen Getreide zu tauschen, kann man es gegen Geld wechseln. Das Geld wiederum ist allgemeines Tauschmittel, das heißt, man kann es nicht nur gegen Getreide, sondern auch gegen ein Brot oder eine Dienstleistung wechseln. Anders als bei Schweinen, für die zunächst ein Bedarf bestehen muss, bevor ein Handel stattfindet, kann man sich mit Geld theoretisch alles Kaufbare kaufen. Geld dient dann als allgemeines Rechenmittel, wenn man andernfalls alle Werte in der Welt in den Wert z. B. von Schweinen umrechnen müsste. Ohne Geld weiß man vielleicht, wie viele Säcke Mehl man mit einem Schwein eintauschen kann, aber man weiß deshalb noch lange nicht, wie viele Schweine man für ein Pferd aufwenden müsste. Geld macht den Reichtum (wie auch die Armut) sicht- und zählbar. Und es dient auch als Mittel der Aufbewahrung; denn, anders als das Brot, wird es nicht trocken und schimmelt nicht. Man kann das Schwein heute verkaufen und das Getreide erst nächste Woche kaufen, man braucht nicht einmal zu wissen, ob und was man sich jemals davon kauft. Der Wert des Schweins ist im Geld aufgehoben. Welcher Gegenstand bei diesen drei Funktionen als Geld eingesetzt wird, ist einerlei; ob es sich um Banknoten oder Murneln oder sogar abstrakte Rechnungseinheiten auf dem Konto handelt, spielt keine Rolle, solange nur die drei Funktionen allgemein anerkannt werden und das Zahlungsmittel verfügbar ist. Münzen haben zwar einen überragenden Stellenwert in der Geldgeschichte, doch sind sie keineswegs mit ihr synonym oder gar einzigartig.

Diese drei Geldfunktionen erklären, was Geld ist, aber sie erklären nicht, was mit einer Gesellschaft geschieht, wenn ein allgemein anerkanntes Zahlungsmittel

verfügbar wird. Sie erklären auch nicht, welche Dynamik das Geld auslöst. Das, was zähl-, tausch- und aufbewahrbar ist, strahlt eine eigene Begehrlichkeit aus. Reichtum wird scheinbar aus dem Nichts geschaffen. Ist Geld einmal vorhanden, dann braucht man mehr davon, als man eigentlich benötigt, und es gibt einen Faktor, der gleiche Menschen ungleich macht. Reichtum wird nicht mehr über die Größe der Viehherde ausgedrückt, sondern durch den Selbstzweck der Münzanhäufung, so wie er bildlich im Geldspeicher Dagobert Ducks dargestellt ist.

Wenn nun im Folgenden die Geschichte des Geldes im Mittelalter nachgezeichnet wird, dann ist zu beachten, dass diese ‚große‘ Geschichte in den einzelnen Zeiten, Regionen und Ständen unterschiedlich wahrgenommen wurde. Die in diesem Band versammelten Texte entstanden in Adel, Klerus oder städtischem Bürgertum. Werden darin Preise und Löhne genannt, so ist es nicht trivial, sich von deren Wert eine Vorstellung zu machen. Beispielsweise standen einem Priester im 15. Jahrhundert in der Hansestadt Lübeck je nach Stellung etwa 500–1000 Schillinge pro Jahr zur Verfügung, das untere Gesinde bekam vielleicht 80 Schillinge, doch sagen diese Zahlen wenig aus, solange man sie nicht in ein Verhältnis dazu setzt, was sich damit kaufen ließ. Für diesen Priester kostete eine Kuh 40 Schillinge, Schuhe 4–5 Schillinge. Im 13. Jahrhundert waren die Preise freilich ganz andere, und für diese Zeit ist es auch schwierig zu sagen, ob man überhaupt Schuhe mit Geld kaufen konnte, weil die Geldwirtschaft noch in den Anfängen steckte.

Welche Formen Geld im Mittelalter angenommen hat und wie verbreitet es war, hing vom jeweiligen Zeitraum ab. Es sind, grob gesagt, zwei Phasen zu unterscheiden, die ungefähr im 12. oder 13. Jahrhundert ineinander übergehen. Das Frühmittelalter war weitgehend agrarisch organisiert, das Wirtschaftsleben beruhte in dieser Zeit auf Tauschhandel. Das entstehende Feudalwesen ging zunächst mit der Abgabe von landwirtschaftlichen Erzeugnissen wie auch mit der Verpflichtung zu Dienstleistungen einher. Zwar existierten durchaus Münzen, doch nur für wenige Personengruppen hatten sie überhaupt eine Bedeutung. Vor allem der Fernhandel gibt eindrucksvoll Zeugnis von der Mobilität der kleinen kaufmännischen Minderheit, die Münzen aus Frankreich bis weit in den Orient brachte. Aber der ganz überwiegende Teil der Menschen in Europa kam mit Geld nicht in Berührung. Man kann daher bei diesen frühmittelalterlichen Münzen nur in einem eingeschränkten Sinne von ‚Geld‘ sprechen, da die oben genannten Funktionen nicht allgemein anerkannt waren.

Gleichwohl ist auch diese Zeit für die Geschichte des Geldes von herausragender Bedeutung. Nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches dauerte es Jahrhunderte, bis Münzen wieder eine gewisse Vereinheitlichung erfuhren. Die Reformen, mit denen die Karolinger alle Lebensbereiche ihrer Zeit neu organisierten, brachten auch eine Münznormierung mit sich, die mehr als tausend Jahre, fast bis in die jüngste Zeit, Bestand hatte. Karl der Große ließ einheitliche Mengen Silbers mit genau festgelegtem Gewichtsanteil prägen. Aus 1 Pfund Silber (lateinisch *libra*, abgekürzt lb oder ℔, 408 g) wurden 20 Schillinge (lateinisch *solidus*, französisch *sou/sol*, abgekürzt s oder β) und 240 Pfennige (lateinisch *denarius*, französisch *denier*, abgekürzt d oder ⚥, 1,7g) geprägt; das heißt, 1 Schilling entsprechen 12 Pfennige. Diese Münzeinheiten waren im britischen Empire bis 1971 gebräuchlich, und noch heute wird auf jeder britischen Banknote an einen Gegenwert erinnert. So heißt es auf der Note für 5£: „I promise to pay the bearer on demand the

sum of five pounds“, auch wenn kein Edelmetall mehr für jede Banknote bereit gehalten wird und die Zeit der Silbermünzen längst vorbei ist.

Dieses Münzsystem blieb im Mittelalter auch überregional lange Zeit konkurrenzlos und wurde erst in der zweiten Phase erweitert. In ihr wurde Geld tatsächlich von einer breiten Schicht anerkannt und es wurde für wesentlich mehr Zwecke in neuen Lebenszusammenhängen verwendet. Nach und nach entstand ein Bewusstsein für fluktuierende Geldwerte. Der Bedarf stieg enorm und mit ihm auch die Nachfrage nach neuen Münzsorten. Waren größere Silberbeträge zunächst gar nicht ausgemünzt worden, sondern theoretische Recheneinheiten geblieben, so wurden nun tatsächlich Schilling und Pfund in erheblichen Mengen geprägt. Je nach Reinheit und Prägung entstanden regionale und verbreitete Typen, deren Namen zum Teil bis in die Gegenwart bekannt sind. Beispielsweise ist der ‚Heller‘ benannt nach Schwäbisch Hall, der Stadt die ihn ausprägte. Der ‚Groschen‘ dagegen bezeichnet einen ‚grossus denarius‘, wörtlich also einen ‚Dickpfennig‘.

Die wesentliche Neuerung in der hochmittelalterlichen Münzgeschichte aber war die Einführung der Goldmünze, die auf die Initiative ober- und mittelitalienischer Städte zurückging, was sich in Bezeichnungen, die von Städtenamen abgeleitet wurden, widerspiegelt, so z. B. Floren (italienisch *Fiorino d'oro*, abgekürzt fl.) oder Genovino. Der Gulden, wie die Münze im deutschsprachigen Raum überwiegend genannt wurde, ermöglichte es nun, einen noch größeren Geldbetrag rechenbar zu machen, als es zuvor schon möglich gewesen war. Er brachte freilich neue Herausforderungen mit sich, denn konnte der Silberbedarf in den Bergwerken im Harz und im Schwarzwald einigermaßen gedeckt werden, so musste Gold hingegen aus Afrika, später auch aus Ungarn importiert werden, so dass eine stete Abhängigkeit vom Nachschub bestand.

Was war geschehen? Wie konnte auf einmal ein solcher Bedarf an größeren und wertvolleren Münzen aufkommen? Im 12.–14. Jahrhundert werden in Europa alle Lebensbereiche von einer enormen gesellschaftlichen Umwälzung erfasst. Nicht von ungefähr stammen bedeutende Teile der Literatur, Architektur oder Philosophie, die unser heutiges Bild des Mittelalters prägen, aus ebendiesen Jahrhunderten. Diese Umwälzungen hatten auch Auswirkungen auf das Geld, wenn nicht sogar umgekehrt die neue Rolle des Geldes eine der Hauptursachen für die gewaltigen Wandlungen war. Ein Datum ist hier in jedem Fall wesentlich: Die Bevölkerungszahl nahm deutlich zu. Durch neue Techniken, aber auch glückliche klimatische Umstände ist eine Steigerung der Agrarproduktion zu beobachten, die die Ernährung einer größer werdenden Menge von Menschen ermöglichte. Auch fallen in das 12. und 13. Jahrhundert die großen Städtegründungen. So entstand die überwiegende Mehrheit der heutigen deutschen Städte in einer Phase, die nur wenige Jahrzehnte umfasste.

Die Städte gaben den neuen Takt für den Geldverkehr vor, denn sie schufen ungeahnte Bedürfnisse nach Alltagsprodukten ebenso wie nach sündhaft teuren Kathedralen und Luxusartikeln – und sie waren beteiligt an kostspieligen Kriegen. Zu bedenken ist allerdings, dass die Dimensionen, die heute eine Stadt prägen, sich vor allem dem industriellen Wachstumsschub im 19. und 20. Jahrhundert verdanken; eine Stadt im Mittelalter zählte in der Regel wenige hundert oder tausend Bürger. Im deutschsprachigen Gebiet erreichten nur wenige Orte wie Prag oder Köln eine nennenswerte Größe, doch auch sie waren nicht bevölkerungsreicher als

eine heutige Kleinstadt. Deshalb ist aus geldgeschichtlicher Sicht kein starkes Gefälle zum Land erkennbar. Vom Geld wurden alle Bereiche erfasst, die am Wirtschaftsleben teilhatten; selbst im Feudalwesen nahmen Geldzahlungen anstelle von Dienstleistungen oder Abgaben zu, da sich die neuen ökonomischen Dynamiken in ihrer Komplexität mit der alten Tauschwirtschaft nicht mehr bewältigen ließen. Gleichzeitig sorgte die Erhöhung der Geldmenge dafür, dass weit größere Teile der Bevölkerung am Geldverkehr teilnahmen als je zuvor. Freilich erfolgte die Ausbreitung des Geldes regional in unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Die wichtigsten Akteure dieser Entwicklung fanden sich zunächst vor allem in Italien, z. T. auch in Flandern. In Deutschland setzte die Geldverbreitung verzögert erst im 14. Jahrhundert ein, trotz der frühen Erfolge der Hanse.

In gesamteuropäischer Dimension überstieg der Bedarf rasch den Nachschub an Edelmetall. Es erscheint im Rückblick nur konsequent, dass sich bald ein Geldverkehr jenseits der Münze entwickelte. Diese neuen Zahlungsformen bestanden aber nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, aus Papiernoten, denn Staatlichkeit wie auch Geldverbreitung waren dafür noch nicht ausgedehnt genug. Vielmehr hängen die neuen Formen mehr oder weniger eng mit unterschiedlichen Praktiken der Leihe und des Handels zusammen. Sie sind mit zwei grundlegenden Konzepten des mittelalterlichen Geldverkehrs auf den Begriff gebracht: Wucher und Wechsel.

Wucher (lateinisch *usura*) ist ein ominöses Wort – schon die Definition fällt schwer. Im gegenwärtigen Sprachgebrauch verwendet man es zur Bezeichnung überteuerter Preise; im Mittelalter bezog es sich hingegen auf das, was wir uns heute unter Zins vorstellen. Doch der Weg bis zum Weltspartag von gestern und den Negativzinsen von heute ist weit. Im Mittelalter war Zins nur im Ausnahmefall gerechtfertigt. In den meisten Situationen galt Wucher als Diebstahl, an dessen Unrechtmäßigkeit das Kirchenrecht keinen Zweifel ließ. Wer aus Geldleihe Gewinn machte, der eignete sich wie ein Krimineller das Gut des anderen an. Trotz dieser eindeutigen Verurteilung wurden mit viel Kreativität Schlupflöcher gefunden und gefüllt. Gelegentlich kam die Kirche gar nicht schnell genug hinterher, neue Verbote aufzustellen, die nicht bereits schon wieder umgangen wurden. Ein Beispiel für ein solches Schlupfloch ist die Pfandleihe, bei der vorgeblich kein Zins verlangt wurde. Doch der Schuldner gab dem Gläubiger einen Gegenstand als Sicherheit für die Rückzahlung, damit er bei einem Zahlungsausfall nicht mit leeren Händen dastand (vgl. Froissart, in diesem Band Nr. 20, V. 23: „Wer Geld ohne Pfand verleiht, ist nicht bei Sinnen“). Konnte die geliehene Summe nicht beglichen werden, ging das Pfand in den Besitz des Gläubigers über. Nicht selten war ein Termin für die Rückzahlung bis zu einem bestimmten Datum vorgesehen, der so knapp bemessen war, dass die Strafe von vornherein vorgesehen war – sie entsprach also einem Zins, dessen Verbot auf diese Weise umgangen wurde. Ein anderes Modell sah vor, dass dem Gläubiger mit geborgtem Geld und überteuert ein (minderwertiges) Produkt abgekauft wurde, so dass die Rückzahlung einer Zinszahlung gleichkam.

Die Formen der Kreditvergabe fielen je nach Ort und Zeit, aber auch je nach Status der beteiligten Personen sowie benötigter Geldmenge sehr unterschiedlich aus. Für die kleinen Alltagskredite des städtischen Handwerks galten andere Regeln als für die königliche Kriegskasse. Waren bis um 1200 noch die Klöster die

wichtigsten Geldleiher, wurden sie in den folgenden Jahrhunderten aus diesem Geschäftsbereich vollständig verdrängt. Abgelöst wurden sie einerseits von jüdischen Geldverleihern, die allerdings nur über einen begrenzten Zeitraum und in kleinem Umfang aktiv sein konnten. Andererseits und in der Hauptsache waren Kaufleute die entscheidenden Akteure. Nach der norditalienischen Herkunft der ersten Pfandleiher nannte man sie ‚Lombarden‘. Wie hoch die Zinsen im Einzelfall ausfielen, hing von Zeit und Kontext ab. Grundsätzlich aber werden sie deutlich über den Zahlen gelegen haben, die vor einigen Jahrzehnten noch gang und gäbe waren. 20–30% waren keine Seltenheit, z. T. wurden sogar noch höhere Sätze veranschlagt.

Auch für die mittleren und großen Leihgeschäfte war der Handel die entscheidende Kraft, wie der zweite Begriff, der ‚Wechsel‘, verdeutlicht. Der Wechsel war die produktive Lösung eines Problems, das sich aus der Vielzahl gleichzeitiger Währungen an verschiedenen Orten ergab. Auf Reisen waren regionale Münzsorten unbrauchbar, weil ihnen in anderen Ländern keine allgemeine Geldfunktion mehr zukam. Für den Handel war es unbequem, die jeweils gültige und verbreitete Währung einer ganzen Wegstrecke mit sich zu führen. Die Lösung bestand im Umtausch dieser Währungen. Ein Wechsler war zunächst jene Person, die verschiedene Währungen gegeneinander eintauschte. Diese Dienstleistung wäre für sich genommen nur von begrenztem Interesse, doch das System des Währungsumtauschs wurde im späten 12. Jahrhundert in Genua entscheidend erweitert. In der ligurischen Hafenstadt bot man den Kunden die Möglichkeit, einen Geldbetrag an einem Ort einzuzahlen und ihn an einem anderen Ort und auch in einer anderen Währung wieder auszuzahlen. Mit diesem Umtausch war sogar das Wucherverbot umgangen, denn die Gewinne entstanden aus dem Wechselkurs, der sich dynamisch entwickelte, und nicht aus einem zuvor festgelegten Zinssatz. Für den Kaufmann war diese Innovation auch von einigem praktischen Nutzen: Statt sich mit einer erklecklichen Geldsumme in der Tasche auf den unsicheren Weg zu machen, konnte er an einem Ort Geld einbezahlen; dafür erhielt er ein Schriftstück, mit dem er das Geld in einer anderen Stadt in einer anderen Währung wieder ausbezahlt bekam. Dieses Schriftstück ist der Wechsel.

Die Möglichkeiten, die dieses neue Zahlungsmittel bot, waren gewaltig. Vor allem stand das Wechselsystem Pate bei der Entwicklung des Bankenwesens. Die *banca* (oder auch der *banco*) war zunächst nichts anderes als der Tisch oder die Bank des Wechslers, auf deren Platte die Geschäfte abgewickelt wurden. Der eigentliche Schritt hin zur Bank als Institution bestand darin, dass die passiven Einlagen ins Aktivgeschäft übergehen konnten, sobald sie zu Darlehenszwecken genutzt wurden. Das heißt, der Wechsler behielt das aufbewahrte Geld nicht einfach für sich, um es später gegen eine Gebühr wieder zurückzugeben, sondern er nutzte die Zeit zwischen Einlage und Auszahlung, um das Geld an einen Dritten zu verleihen. Derselbe Betrag schien in diesem Moment in wundersamer Weise mehrfach zu existieren; denn mit derselben Münze konnte ein Vielfaches der Geschäfte gleichzeitig abgewickelt werden.

Für kleine Kreditgeschäfte war der Wechsel irrelevant, er betraf vor allem die neuen Möglichkeiten der großen Handelsgesellschaften, deren Aufstieg eng mit dem Bankenwesen verbunden war. In die Geschichte sind die klangvollen Namen jener toskanischen Familien eingegangen, deren Geschäfte den Grundstein für

Dynastien legten, so in Florenz die Bardi, Peruzzi, Strozzi, Acciaiuoli und Medici, in Siena die Bonsignori und Salimbeni (aus letztgenanntem Geschlecht entstammte die Mutter Cecco Angiolieris, von dem in diesem Band einige Gedichte abgedruckt sind). Auch in Augsburg entwickelten sich später mit den Fugger und Welser ähnliche Handelsgesellschaften. Die Erneuerung des Handelswesens im Hochmittelalter hatte so starke Auswirkungen, dass Wirtschaftshistoriker wie KARL POLANYI und RAYMOND DE ROOVER seit den 1940er Jahren das Schlagwort von der ‚Kommerziellen Revolution‘ des Mittelalters prägten. War es bis ins 13. Jahrhundert hinein üblich gewesen, dass sich Händler mit Waren und Geld auf die Reise begaben, um an fernen Handelsplätzen gewinnbringende Tauschgeschäfte zu machen, entwickelte sich in Italien ein ökonomisches Modell, mit dessen Hilfe sich Waren und Geld besser schützen ließen. Statt sich selber zu bewegen, schlossen sich mehrere Kaufleute zu Handelsgesellschaften zusammen, die in verschiedenen Städten Niederlassungen eröffneten. Der Kaufmann konnte nun sein Geschäft von zu Hause aus führen und an mehreren Orten gleichzeitig agieren. Dadurch konnte auch die Menge der gehandelten Waren drastisch gesteigert werden, was freilich nicht nur komplexe Organisationsformen voraussetzte, sondern auch einen gesteigerten Bedarf an Geld. Kein Wunder, dass die ersten Goldmünzen in ebendiesem Milieu italienischer Handelsgesellschaften geprägt wurden. Doch mit Münzen war es nicht getan. Erst der Wechsel schaffte es, den Kapitalbedarf, den er erzeugte, zugleich auch zu decken. Depotquittungen wie auch Wechsel können als eine Vorform des Papiergeldes verstanden werden, zumal sie die oben angedeutete wundersame Geldvermehrung sichtbar machten; das eigentliche Papiergeld war indes erst eine nachmittelalterliche Erfindung, da am Ende eines Wechsels im Mittelalter immer wieder ein Rücktausch in Münzen steht. Der Austausch erfolgte primär auf den Warenmessen, die sich zum zentralen Ort des Wechselverkehrs entwickelten. Bedeutend waren vor allem die Messen in der Champagne sowie in Genf, Lyon oder Brügge – und später auch, und im kleineren Maßstab, Frankfurt am Main und Leipzig. Nach Abschluss der Handelsmesse folgte die Bezahlung der Waren auf Wechselmessen. Dass die großen Handelshäuser auch Banken in den Messestädten unterhielten, unterstreicht noch einmal die enge Verflechtung der Banken mit dem Fernhandel und mit der Politik. Denn entgegen der populären Vorstellung wurden die namhaften und relevanten Summen hier verhandelt, nicht beim Pfandleiher oder beim jüdischen Kreditgeber. Ein spätmittelalterlicher Kaiser, der Krieg führen wollte, konnte sich seine Söldner nicht mehr leisten, wenn das Bankhaus ihm dafür keine Gelder zur Verfügung stellte. Die Beschwörung der Macht des Pfennigs in der Literatur hat seine Grundlage auch in dieser politischen Erfahrung.

Eine Zäsur in der wirtschaftlichen Entwicklung des Hochmittelalters stellt die Pestwelle von 1349 dar, die weite Teile der Bevölkerung Europas dahinraffte. Alle Voraussetzungen für das neue Geldsystem brachen daraufhin zusammen. Die Bauern produzierten weniger Erzeugnisse; die Händler transportierten weniger Waren, und in den Städten gab es weniger Menschen, die Waren kauften. Doch die Pest war nicht der einzige Grund für Krisen. Schon innerhalb der beschriebenen Wirtschaftskreisläufe bestand eine gewisse Anfälligkeit, die sich periodisch zeigte.

Genannt seien drei Faktoren: 1. Die hohen Zinsen konnten die Zusammenbrüche von Banken begünstigen. Wenn Könige mit Gewalt die Rückzahlung verwei-

gerten oder in einem kritischen Moment alle Einlagen einer Bank zurückgefordert wurden, bedeutete das in nicht wenigen Fällen das Aus für ganze Handelsgesellschaften. Zunehmend versuchten sich die Kaufleute mithilfe eines Geflechts von Mutter- und Tochtergesellschaften vom Risiko einzelner Häuser zu distanzieren.

2. Weil Metall knapp war, wurden oft Münzen von minderer Qualität hergestellt. Gold- und Silbermünzen bestanden nie aus reinem Edelmetall, das für diese Art des Gebrauchs zu weich ist, sondern wurden mit weniger kostbaren Metallen gemischt, beispielsweise mit Kupfer. Das Verhältnis zwischen Gesamtgewicht (‚Schrot‘) und dem Anteil des Edelmetalls (‚Korn‘) konnte sich erheblich unterscheiden. So wurden zwar trotz des versiegenden Metallnachschiebs weiterhin Münzen ausgeprägt, doch büßten sie zugleich an Wert ein. Eine der ersten geldtheoretischen Abhandlungen, der *Tractatus de mutatione monetarum* des Nikolaus von Oresme aus dem 14. Jahrhundert, liest sich in heutiger Perspektive befremdlich, weil sie keine ökonomische Theorie im modernen Sinne bereithält, sondern über weite Teile lediglich vor den Gefahren des schlechten Geldes warnt. Adressanten waren nicht die Münzfälscher, sondern die Herren der offiziellen Prägestätten. Denn nur Münzen, die einen hohen Edelmetallanteil aufwiesen, die also von ‚echtem Schrot und Korn‘ waren, konnten den Wert des Geldes garantieren.

3. Europa hatte insgesamt eine negative Handelsbilanz. Da mehr Waren aus dem Orient importiert als dorthin ausgeführt wurden, floss Metall im großen Maßstab ab. Die Folge war eine veränderte Situation vom 14. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, die sich mit drei Schlagwörtern zusammenfassen lässt: Metallknappheit, Depression, Deflation. Der negative Zirkel wurde noch dadurch verstärkt, dass die wenigen Vermögenden das Geld, das sie hatten, lieber horteten, als es in den Kreislauf zurückzugeben. Erst mit den neuen Ressourcen, die den Kolonien in Übersee geraubt wurden, konnte das System wieder gesättigt werden.

## GELDDISKURSE

War im Mittelalter von Geld die Rede, geschah dies meist in religiösen Kontexten. Tatsächlich vermittelt die oben skizzierte Geldgeschichte einen falschen Eindruck von der Wahrnehmung des Geldes im Mittelalter, weil sie das Ergebnis einer heutigen Forschungsrichtung ist, die ihre Einsichten erst in Folge zahlreicher Studien gewinnen konnte. Ihre Denkweise wäre dem Mittelalter fremd gewesen. Auch wenn sich, wie oben angedeutet, die Wirtschaftsweise eines Klosters im 8. Jahrhundert von den Steuerpraktiken einer Stadt im 15. Jahrhundert deutlich unterschied, waren beide ökonomischen Realitäten wesentlich von religiösen Maßstäben bestimmt, die sich zu keinem Moment ausblenden ließen. Kirchenrecht wie auch Theologie führten die Sichtweise der Bibel fort, und dies fand in allen Diskursen seinen Nachhall. Über Geld zu sprechen bedeutete stets von Moral zu handeln, und diese Moral fand ihre Begründung in der Bibel.

Die Bilder und Erzählungen der Heiligen Schrift sind das eigentliche Fundament des mittelalterlichen Denkens über Geld. Da wäre beispielsweise das Bild vom Reichen, dessen Aussichten, in den Himmel zu kommen, geringer sind als die eines Kamels, durch ein Nadelöhr zu passen (Matthäus 19,24. Markus 10,25. Lukas 18,25). Der Satz ist freilich nicht deshalb so einprägsam, weil es um Reich-

tum geht, sondern weil er von Unwahrscheinlichkeit spricht. Jesus macht in seiner Rede sichtbar, was sonst nur als trockene Lehre zu fassen wäre: Mit fast hundertprozentiger Sicherheit führen Besitz und Macht den, der auf Erden darüber verfügt, ins Unheil.

Noch wirkmächtiger wurde jene Episode aus dem Leben Jesu, die als die Tempelreinigung bekannt ist (Matthäus 21,12. Markus 11,15. Lukas 19,45. Johannes 2,13). Bei Johannes heißt es:

Und das Passafest der Juden war nahe, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem. Und er fand im Tempel die Händler, die Rinder, Schafe und Tauben verkauften, und die Wechsler, die da saßen. Und er machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus samt den Schafen und Rindern und schüttete den Wechslern das Geld aus und stieß die Tische um und sprach zu denen, die die Tauben verkauften: Tragt das weg und macht nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus!

Die Tempelreinigung spricht zunächst nur vom angemessenen Umgang mit heiligen Stätten; Jesus verurteilt Markthallen und Handel nicht generell. Doch die Szene stellt die Basis dar für kirchenrechtliche Auseinandersetzungen, die den Umgang mit Wucher, Wechsel und Handel thematisieren. Mit Bezug auf die Tempelreinigung wurde die Arbeit von Händlern und Wechslern grundsätzlich als verwerflich bezeichnet, und daraus ergab sich ein radikales Misstrauen gegen alles, was mit Geld zu tun hatte. Von den Kirchenvätern an bis zu den Gelehrten der Scholastik wurden in Philosophie und Theologie die Grenzen des Erlaubten in Handel und Zins ausgelotet. Besonders bedeutsam sind die Darlegungen Thomas' von Aquin, der Geld nicht als Problem der Ökonomie, sondern der Gerechtigkeit behandelt (*Summa theologica*, II/II q.78). Er sieht die Möglichkeit zum Handel gegeben, wenn dieser maßvoll geschieht, und hält Zins für erlaubt, wenn er einen Schaden kompensiert. Thomas greift ein verbreitetes Gedankengut auf, das z. T. bis in die antike Philosophie zurückreicht. Zins ist demnach zu verurteilen, weil der Gläubiger sich etwas aneignet, das ihm nicht gehört; mit anderen Worten, Zins ist Diebstahl (wenn auch Wucher nicht mit dem gleichen Strafmaß geahndet wurde wie Diebstahl). Die Vorstellung, dass Zins Diebstahl sei, liegt darin begründet, dass Geld kein Leihgegenstand wie jeder andere ist. Wenn man Geld verleiht, nutzt es sich – anders als ein Haus oder ein Schwein – nicht ab. Doch ist es auch, in einer Formulierung des Aristoteles, unfruchtbar; es vermehrt sich nicht. Der Thomas-Schüler Aegidius von Lessines prägte die Formel *numisma ... non parit numisma* („Die Münze bringt keine Münze hervor“, *De usuris*, c. 13, mit Bezug auf Aristoteles: *Politik* 1258b). Der Wucherer lasse vielmehr andere, ja selbst die Zeit, die doch einzig Gott gehört, für sich arbeiten. Als zukünftiger Gewinn wäre Zins demnach ein unerlaubter doppelter Tausch.

Diese Überlegungen widersprechen unseren heutigen Vorstellungen, die Zins mit einem Produktivitätsgewinn begründen. Ein anderes Denken über Geld wird an dieser Stelle sichtbar, nicht nur wegen seiner moralischen Dimension, sondern weil sein Wert noch augenscheinlich ist: Das Edelmetall, aus dem die Münze geprägt wurde, trägt seinen Wert in sich. Seine Funktion ist der Tausch. Nur dafür wird der Münze Wert zugeschrieben; nach dem Tausch wird die Münze wertlos und verfällt. Das sind Vorstellungen, die uns ungewohnt erscheinen, die die moralische Komponente aber wiederum ergänzen.

Praktische Konsequenz der Überlegungen waren die Gelegenheiten, bei denen Zinsnahme erlaubt war. Es sind dies jene Situationen, in denen der Geldgeber etwas verliert, sei es, dass er auf Gewinn verzichten muss oder ein Risiko eingeht. Aus dieser Vorstellung wird auch verständlich, dass es dem Händler durchaus erlaubt ist, moderaten Gewinn zu machen. Er darf z. B. seinen Aufwand in Rechnung stellen und er muss auch von seiner Arbeit leben können. Verboten aber ist der allenthalben praktizierte ‚Fürkauf‘, bei dem Waren im günstigen Moment aufgekauft und im ungünstigen Moment wieder auf den Markt geworfen werden. Der Käufer erscheint dabei als Zwischenhändler, der die Ware weder bewegt noch selbst an ihr interessiert ist, sondern sie lediglich solange behält, bis der Käufer bereit ist, einen höheren Preis zu bezahlen. Der Fürkauf setzt nicht nur Finanzkraft, sondern auch Kenntnisse über langfristige Entwicklungen voraus; der Händler muss wissen, wo und wann Mangel oder Überfluss entstehen.

Dies alles – es muss noch einmal betont werden – sind freilich bloß Forderungen der Kirche. Tatsächlich entwickelte sich eine enorme Kreativität, mit der diese Appelle und Normierungsversuche umgangen wurden. Genau an dieser Stelle zeigt sich, weshalb Literatur in dieser Reflexion über Geld nicht wegzudenken ist. Der Kampf um die Deutungshoheit findet auch und gerade in erzählenden, lyrischen und später dramatischen Werken statt; sie sind der Schauplatz jener ideologischen Auseinandersetzungen, die nach und nach den Umgang mit Geld formen, wie er später für die Neuzeit kennzeichnend wird. Gleichzeitig ist die Literatur jenes Medium, in dem die Widersprüche zwischen arm und reich sowie der Abgrund eines endlosen Gewinnstrebens überhaupt formulierbar werden. Betrachtet man die zahlreichen Sprichwörter der Zeit, so wird dem Geld wiederkehrend eine einzige Eigenschaft zugeschrieben, die gleichermaßen Faszination wie Gefahr zum Ausdruck bringt: seine unermessliche Macht.

*Gelt regiert die welt. Tutte le cose vbidiscono al danaio. „Alles gehorcht dem Geld.“ And Salomon seith, that alle thynges obeyen to moneye. „Und Salomon sagt, alle Dinge gehorchten dem Geld.“ Nummus vincit, nummus regnat, nummus cunctis imperat. „Das Geld siegt, das Geld herrscht, das Geld befiehlt allen.“ Amor fa molt, argent fa tot. „Liebe macht vieles, Geld macht alles.“ Nummus omnia efficit. „Das Geld bewirkt alles.“ Gelt ist die welt, gelt wil die welt. All ding dem geltt sint vnderthon. Que resciben la moneda Muchos ombres por dios suyo. „Denn viele Menschen betrachten die Münze als ihren Gott.“ Forma, genus, morum splendor, iuuentutis gloria, Cumprobatur nichil esse, dum desit pecunia. „Schönheit, Herkunft, Vortrefflichkeit der Sitten, Zierde der Jugend, das wird für nichts erachtet, wenn Geld fehlt.“ Ubi nummus loquitur, et lex omnis tacet. „Wo das Geld spricht, schweigt auch jedes Gesetz.“ Der pfennig der wird geert, An pfennig ist nymant werdt. „Der Pfennig, der wird nun geehrt, ohne Pfennig ist niemand etwas wert.“ I denari, fa correr y cavalli. „Das Geld macht die Pferde laufen.“ Qui n'a argent, point de varlet. „Wer kein Geld hat, (hat) keinen Diener.“ Crescit amor mundi, quantum pecunia crescit. „Es wächst die Liebe der Welt in dem Maße, wie das Geld zunimmt.“ (TPMA 4,329ff.)*

Nicht von ungefähr heißt im Mittelhochdeutschen *riche* nicht nur „reich“, sondern auch „mächtig“. Beide Bedeutungskomponenten sind nicht voneinander zu trennen. Auch in anderen Sprachen findet sich dieser doppelte Sinn. Im Französischen ersetzt *riche* das lateinische Wort *dives* in gleicher Bedeutung. Geld wird eine eigene Macht zugesprochen, es wird wie eine Gottheit angerufen, die verehrt wird, und es erscheint als absolute Instanz, die die Geschicke der Welt in ihren Händen

hält und gleichzeitig pervertiert. Die verschiedenen Sprichwörter, aber auch die in diesem Band versammelten Texte wiederholen fortwährend, wie Geld die Dinge auf den Kopf stellt, wie der Hässliche schön und der Dumme schlaue sein kann, wie der Knecht die Position des Herrn einnimmt und wie ein jeder geliebt wird, wenn der Pfennig es nur will. Seine Herrschaft weist auf eine gestörte Ordnung hin, in der bestochen und betrogen wird. Will man auf einen Nenner bringen, wie im Mittelalter über Geld gedacht wurde, dann muss man ebendiese Mischung aus Faszination und Schrecken beschreiben, die die Menschen zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert angesichts seiner Allmacht empfanden.

## FIGUREN, STRATEGIEN, FORMEN

Literatur ist ein Medium, das nicht nur die Reflexion über Macht ermöglicht, sondern als ideologisches Instrument auch richtiges und falsches Benehmen vorgibt. Die Darstellung von Geld ist mithin an Muster mit Vorbildwirkung ebenso gekoppelt wie an solche der Wertung. Im Folgenden seien die dafür grundlegenden Figuren, Strategien und Formen skizziert, die in den Werken des Mittelalters Verwendung finden.

1. Das wichtigste Instrument sind wiederkehrende Figurentypen, an erster Stelle die personifizierte Münze und der Wucherer. Alle Texte sehen Geld als reale Macht. Um seine Gewalt und Herrschaft beschreibbar zu machen, bedienen sie sich des rhetorischen Mittels der Personifikation. Damit knüpfen sie an eine Tradition der literarischen Behandlung des Themas an, die bis zur horazischen Rede von der ‚Regina Pecunia‘ (‚Königin Geld‘, z. B. in *Epistulae*, I, 36–38) zurückgeht. Auch in den hier versammelten Texten findet sich diese Form der Personifikation oft. Solche Pfenniggedichte, Penny Poems oder Denier-Satiren beschwören topisch die Allmacht des Geldes und beklagen die daraus resultierende verkehrte Welt, in welcher der Bauer zum König wird, Trauer in Freude umschlägt und der Dumme sich Klugheit kauft. Die Münze als Stellvertreter für Geld, Besitz oder Wohlstand wird dabei entweder lediglich angesprochen oder tritt selbst als Akteur in Erscheinung. Nicht selten wird mit den Möglichkeiten der Personifikation sehr spielerisch umgegangen, etwa in Froissarts *Dit dou Florin* (Nr. 20), wo das Symbol des Geldes seiner Materialität durchaus verhaftet bleibt: Dem Florin geht es regelrecht an den Kragen, indem er ständig noch kleiner gemacht und an den Rändern abgeschnitten wird.

Der Wucherer wiederum ist der Parade-Sünder schlechthin. So berichtet ein bislang ungedrucktes Exemplum (Berlin, Staatsbibliothek, mgq 1534, Bl. 25r–v) von einem reichen Wucherer, der *satzte alle sin / synne vnd sin hertze off gud*. Er hat zwei Söhne, von denen einer ihm nacheifert, während der andere ein frommer Einsiedler wird. Als die beiden Wucherer sterben, fragt der Einsiedler im Gebet Gott nach ihrem Verbleib. In einer Vision sieht er sie in *der helle*, bei *fuer vnd gestangk vnd rauch*. Vater und Sohn *bysßen sich als zwene hunde* und verfluchen sich gegenseitig. Dass vom Wucherer in solcher Weise in zahlreichen Predigt-exempla und Beichtspiegeln erzählt wird, ist kein Zufall, handelt es sich doch um äußerst effektvolle Erzählungen. Die Vorstellung, dass der Wucherer nicht in den Himmel kommt, sondern im Höllengestank endet, ist sehr viel wirkmächtiger als

ein abstrakt formuliertes Verbot des Wuchers. Doch die Figur wird stereotyp, das Vorurteil überlagert immer stärker die Wirklichkeit. Auf diese Weise wird die Narration zum erfolgreichen Deutungsangebot, dem sich all jene, die mit Geld handeln, nur schwer entziehen können.

Eine besonders folgenschwere Variante der Ablehnung von Wuchergeschäften ist die Strategie, den Juden eine ausgeprägte Geldgier zuzuschreiben. Anders als bei den Vorhaltungen, die dem christlichen Wucherer gemacht wurden, schlug bei ihnen der Hass oft in offene Verfolgung um. Dabei war die ökonomische Bedeutung der jüdischen Geldverleiher eigentlich zu vernachlässigen. Dass Juden im Mittelalter die Hauptgeldgeber gewesen seien, gehört (damals wie heute) zu den weitverbreiteten und oft tödlichen Irrtümern. Die Vorstellung ist einfach: Christen sei es nicht erlaubt gewesen, Zins zu nehmen, die Juden hingegen hätten kein anderes Handwerk ausüben dürfen. Die Folge seien regelmäßige Pogrome gewesen, die für einen Schuldenschnitt gesorgt hätten. Ein Blick in die Wirtschaftsgeschichte zeigt das Gegenteil: Die Rolle der Juden als Kreditgeber war marginal, nur eine Minderheit war überhaupt als Geldverleiher tätig. Vor allem aber ist ein Absinken des Kundenkreises festzustellen. Gehörte der Hochadel ohnehin nur in Ausnahmefällen zu den Kreditnehmern, so wurden die Juden zunehmend auch aus den Geschäften mit dem mittleren Adel verdrängt, bis im 15. Jahrhundert nur noch der Kleinadel, das Bürgertum und die Bauern als Geschäftspartner übrig blieben. Parallel zu dieser Entwicklung hielt in Reden, Sprüchen und Spielen der Typus des geldgierigen Juden Einzug. Die Autoren solcher Texte (hier Nr. 16 und 17) hätten wissen können, dass das Zerrbild des Wucherjuden jeder Grundlage entbehrte. Vermutlich liegt der Zweck dieser Werke aber gerade darin, den Judenhass zu institutionalisieren und ein über Jahrhunderte verheerendes Deutungsangebot zu formen, welches die Gruppe der als Feinde identifizierten ‚Anderen‘ über ihren Bezug zum Geld überhaupt erst hervorgebracht hat. So wurden die vermeintlich Schuldigen für die negativen Auswirkungen einer immer mächtiger agierenden Geldwirtschaft gefunden, die tatsächlich ein fester, ja systemischer Bestandteil der gesamten Gesellschaftsordnung war.

Die Ablehnung richtete sich nicht nur gegen weltliche Verleiher, sondern auch gegen Geistliche. Die Kritik an der Habgier und Käuflichkeit kirchlicher Würdenträger setzt schon früh ein und hat meist die Form bissiger Parodien. Im *Tractatus Garsiae* aus dem 11. Jahrhundert beispielsweise wird das verschwenderische Leben in der Kirche Papst Urbans II. bloßgestellt, unter dessen Herrschaft die Heiligen ‚Albinus‘ und ‚Rufinus‘ besonders verehrt würden; diese Heiligen gibt es freilich nicht, es handelt sich um poetische Namen für Silber und Gold. Auch wenn es sich beim *Tractatus* nicht um eine Geld-Geschichte im engeren Sinne handelt, so zeigt dieser Text doch deutlich, dass es ein Bedürfnis gab, sich mit dem Verhältnis des Klerus zur Münze auseinanderzusetzen. Davon zeugen auch die in diesem Band abgedruckten Geldevangelien (Nr. 9).

Solche Klischees funktionieren nicht nur negativ. Die ständige Betonung der Freigebigkeit (u. a. mittelhochdeutsch *milte*; altfranzösisch und mittellenglisch *largesse*) in der Spruchdichtung suggeriert, dass nur ein spendabler Fürst ein guter Fürst sein kann. Aber auch er ist wohl wie der Wucherer in erster Linie eine literarische Figur. Aus Sicht der überwiegend lohnabhängigen Spruchdichter geschieht das Lob herrschaftlicher Großzügigkeit sicherlich zunächst aus Eigennutz. Doch

hinter der Forderung steht auch ein wirtschaftliches Gebot: die Verpflichtung der Adligen, die Zirkulation des Edelmetalls zu sichern, statt dieses zu horten. Besonders in der höfischen Zeit um 1200 waren die angesprochenen Mäzene nicht nur Kunstförderer, sondern die wichtigsten Investoren überhaupt, denn von einer Privatwirtschaft kann zu dieser Zeit nicht die Rede sein. Der geizige Wucherer und der freigebige Fürst sind Feind- bzw. Vorbilder, an denen man sich abarbeiten oder orientieren kann; keineswegs aber handelt es sich um Darstellungen wirklicher Menschen. Literatur wird vielmehr zur scheinbaren Bestätigung der Wirklichkeit, deren Wahrnehmung wiederum durch die Literatur überhaupt erst in Gang gesetzt wird.

2. Die Texte bedienen sich in der Hauptsache dreier Strategien, die sich auf diese einfache Formel bringen lassen: Verdammen, Verlachen und Verschweigen. Die Macht des Pfennigs mag attraktiv sein, sie bleibt dennoch verwerflich. Wer sich durch Geld Freunde, Weisheit oder Einfluss kauft, nimmt sich etwas, das ihm nicht zusteht. Die Haltung der Autoren gegenüber Geld bleibt überwiegend negativ; die Literatur beschränkt sich im Wesentlichen darauf zu zeigen, wie man mit dieser Gefahr umgehen kann. Die religiöse Ausrichtung der Figur des Wucherers ist dabei im Zusammenhang mit einer Bewegung zu sehen, die seit dem 13. Jahrhundert das Denken über Geld zunehmend beeinflusste: der neuen Frömmigkeit, in deren Kontext die Bettelorden entstanden, zu der sich aber auch Laien hingezogen fühlten. Dieser Bewegung war die Verdammung des Reichtums ein besonderes Anliegen, und es ist kein Zufall, dass die Wucherer-Exempla insbesondere in den Predigten der Franziskaner und Zisterzienser verwendet werden. Sie entwerfen das Zerrbild des Reichen, der nicht von seinem Reichtum lassen will und nicht anders kann, als immer reicher und reicher zu werden. Ihm stellt sich eine Armut entgegen, die nicht in einer Notlage, in Unglück oder Verschwendung ihre Ursache hat, sondern selbst gewählt ist und offen gezeigt wird. *Ubi est paupertas cum laetitia, ibi nec est cupiditas nec avaritia*, sagt der heilige Franziskus: „Wo die Armut mit der Fröhlichkeit ist, da ist weder Begierde noch Habsucht.“ (*Admonitiones* 27,3) Diese Armut beruht nicht auf Nichthaben, sondern auf Nichthabenwollen. Franziskus wie auch Petrus Valdes vor ihm waren Kaufmänner und gaben ihre Reichtümer bewusst fort, eine Geste, die im Ruf besonderer Heiligkeit stand. Während der Reiche in der Hölle leiden muss, ist dem Armen der Aufstieg in den Himmel sicher. Sind wir es heute gewohnt, Armut und Reichtum in einem dialektischen Verhältnis aufeinander bezogen zu sehen, so stellt in dieser letztlich patristischen Vorstellung der Reichtum für den Reichen eine individuelle Prüfung dar, die er um seines Seelenheils willen bestehen muss. Nur wenn er es schafft, den Reichtum zu überwinden, kann er seine Seele retten. Wer dagegen den künftigen Gewinn im Zins verkauft, der verkauft seine Seele in der Ewigkeit. Der Mensch mag über die diesseitige Zeit verfügen, über die jenseitige Zeit hat er keine Macht. Aber er kann vorsorgen. Es gibt für den Reichen eine Chance, die er selbst ergreifen muss, indem er seinen Reichtum den Armen gibt: Das Abbezahlen der Schuld kann die Seele retten. Pervertiert wurde dieses Heilsverlangen dann im Ablasshandel des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts.

So mag Geld begehrenswert bleiben und derjenige bemitleidenswert sein, der es nicht hat, doch wird es an keiner Stelle unumwunden positiv gesehen. Wenn überhaupt etwas am Geld in einem günstigen Licht erscheint, dann nur, wenn es

von einem vorbildlichen Menschen wie dem Kaufmann Gerhart in Rudolfs von Ems *Der guote Gêrhart* (Anfang 13. Jahrhundert) zu guten Zwecken verwendet wird. Der demütige Kaufmann stellt den persönlichen Vorteil zurück, er kauft Christen in marokkanischer Gefangenschaft frei und verhilft einem vertriebenen König wieder auf den Thron. Geld ist hier ein durch und durch moralisches Thema. Schwierigkeiten, die mit Geld zu tun haben, sind dagegen in der Regel auf ein individuelles Versagen zurückzuführen. Beispielsweise kann der Gierige nicht anders, als seine Mitmenschen zu betrügen und sein Seelenheil aufs Spiel zu setzen (nur Kinder sind davor geschützt, Nr. 11a). Diese Betonung der individuellen Gier, die als alleinige Ursache für fehlgeleitete Wirtschaftsmechanismen gesehen wird, steht in Kontinuität zu heutigen Deutungsmustern: So hat man 2008 die Hauptschuld für die weltweite Finanzkrise zunächst vor allem im Fehlverhalten einzelner schwarzer Schafe gesucht. Daran lässt sich die Wirksamkeit von Erzählungen ermessen. In den in diesem Band versammelten Texten sind kaufmännische und wucherische Tätigkeiten selbst dort, wo sie explizit genannt werden, stets von einer vagen Aura des Geheimnisvollen und Unheimlichen umgeben. Weil die Vermehrung von Geld nicht mit rechten Dingen zugehen kann, wird die Tätigkeit der Wucherer in die Nähe teuflischer Künste gerückt. Dante hat die Geizigen und die Verschwender in den vierten Höllenkreis seiner *Commedia* verbannt; die Wucherer sind noch tiefer in den siebten Kreis gestürzt, wo sie, sitzend und ohne Unterlass auf ihre Börsen starrend, ewig Feuerregen ausgesetzt sind.

Oft geht die Verdammung des Geldes mit einer Klage über die Gegenwart einher (z. B. Nr. 5). Wenn die Probleme und Verwerfungen, die beanstandet werden, nicht mit dem Charakter des Reichen zusammenhängen, sondern im Wesen des Geldes selbst wurzeln, dann ist seiner Macht mit bloßer Mäßigung nicht beizukommen. Wenig überraschend steht der Abwertung der Gegenwart eine Aufwertung der Vergangenheit gegenüber (z. B. Nr. 3b und 5). Wird, wie in *Wynnere and Wastoure* (Nr. 4), produktiv und zukunftsgerichtet über einen möglichen Ausgleich nachgedacht, so ist dies eher die Ausnahme. Die Klagen in Moraltraktaten oder Predigten beschränken sich nicht auf Zinsgeschäfte, sie beziehen sich ganz allgemein auf das Wesen des Geldes und sind Ausdruck einer diffusen Unzufriedenheit. Ein besonders prominenter Vertreter einer solchen volkstümlichen Kritik am Wucher war der den Kaufleuten durchaus freundlich gesinnte Franziskaner Berthold von Regensburg, in dessen Predigten *wuocher und furkouf* (Predigten 1,16.4) gemeinsam als Quelle zahlreicher Übel genannt werden. Ähnliche Missbilligung findet sich auch in den Moraltraktaten von Thomasin von Zerclaere, im *Renner* Hugos von Trimberg oder bei Freidank, in Predigtexempla wie z. B. denen des Jacques de Vitry, in Beichtbüchern und -traktaten bis hin zu entsprechenden Aussagen in den Schriften Martin Luthers.

Das Geld zu verdammen ist aber nicht die einzige Strategie der hier versammelten Texte. Auch die komischen Effekte, die der Umgang mit Geld haben kann, werden betont. Die Darstellung einer von Herrn Pfennig pervertierten Welt führt vor Augen, was durch Geld alles möglich wird, so aber nicht sein sollte. Wenn der Dumme wegen seines Reichtums klug erscheint oder ein Held nichts gilt, weil er kein Geld hat, kann daraus eine komische Pointe resultieren (vgl. u. a. Nr. 2, 3a und 18). Verlacht werden aber auch die Bauern, die in ihrer Geldgier über Leichen gehen (Nr. 13), oder der Rektor, der um Geld betrogen wird (Nr. 23). Die Gier

sorgt dafür, dass die Menschen ihre Selbstbeherrschung verlieren und so zur Zielscheibe für Spott und Hohn werden. Das komische Potential liegt dabei jeweils darin begründet, dass Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklaffen. Dass die *Geldevangelien* mit Bibelworten verfasst sind (Nr. 9), ist schon für sich genommen ein amüsanter Einfall; doch die eigentliche Pointe ist der Umstand, dass sich die Geldgier in der Kirche mit eigenen Mitteln angreifen lässt.

Lenkt man indes den Blick in eine andere Richtung und betrachtet die ‚großen‘ Werke der französischen, italienischen, deutschen oder auch lateinischen Literatur unter dem Gesichtspunkt des Geldes, fällt noch etwas ganz anderes ins Auge: Dann wird nämlich deutlich, dass weite Teile der Literatur es vollständig vermeiden, Geld auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. Besonders vielsagend ist diese Spannung von Aussprechen und Verschweigen in der mittel- und norditalienischen Dichtung, die im späten 13. Jahrhundert ebendort entstand, wo die großen finanzgeschichtlichen Neuerungen des Mittelalters ihren Ausgang nahmen. Die Pfenniggedichte eines Cecco Angiolieri (Nr. 19) fallen in die glanzvolle Zeit der Lyrik des Dolce Stil Novo, der die veredelnde Kraft der geistigen Liebe zu einer fernen Dame feiert. Indem Cecco Angiolieri in seinen Sonetten sein Begehren des Abstraktums Geld explizit ausspricht, parodiert er die Liebesideologie von Dichtern wie Guido Guinizelli oder Dante Alighieri, die in ihren Texten ausschließlich von den Abstrakta Geist, Edelmut und Liebe sprechen, obwohl sich in der Welt, in der sie lebten und politisch handelten, tatsächlich alles immer stärker um die Macht des Geldes zu drehen begann. Auch in den epischen Großwerken, die die höfische Kultur des 12. und 13. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland hervorbrachte, wird Geld allenfalls am Rande erwähnt, obwohl es die Herausbildung ebendieser Kultur überhaupt erst ermöglichte. Oft geht es hier um Prunk und Repräsentation, also um den Luxus, den man sich leisten können muss, wenn man edel und ritterlich sein will; nur selten ist aber von seiner Bezahlung die Rede. Werden Tribute genannt, dann nur dort, wo durch sie eine Handlung ausgelöst wird, etwa bei den Forderungen Irlands gegenüber Cornwall im *Tristan*. Das Abschöpfen von Geld, das außerhalb der Literatur alltäglich geworden war, wird in diesem Zusammenhang diskreditiert. Aber noch viel häufiger als diese randständige Darstellung findet sich gar keine Darstellung.

Es ist, als hätte es ein Bedürfnis gegeben, ja vielleicht sogar eine Notwendigkeit, das Geld in der Literatur zum Verschwinden zu bringen. Werden in solchen narrativen Werken Prüfungen geschildert, dann beziehen sie sich fast immer auf die individuelle Tugendhaftigkeit des Helden. Eine neue Problemstellung – eine Aventure – weiß ein Ritter von sich aus, mit seinen körperlichen und moralischen Fähigkeiten, zu lösen. Geld würde dabei nur stören, käme es ins Spiel, hieße das, dass der Protagonist sich vom Problem freikaufen könnte. Es ist also nicht weiter verwunderlich, dass das Geld in ebenjener Zeit, in der es begann, jeden Lebensbereich zu durchdringen, in der Literatur tendenziell eher marginalisiert wurde. Gerade in dieser Marginalisierung kann man freilich den unsicheren, tastenden Versuch erkennen, einen radikalen Umbruch zu verstehen, der jeden einzelnen überfordern musste. Weil Geld weder Stabilität herstellt noch gerecht verteilt erscheint, wird es verschwiegen. Solange man monetäre Aspekte des Lebens in dessen Darstellung ausklammert, zeigt man, dass sie keine Bedeutung haben. Auch deshalb bedeutet ein Werk wie Giovanni Boccaccios *Decameron* (um

1350) einen epochalen Einschnitt, weil es erstmals überhaupt die kontingente Zirkulation des Geldes und des damit verbundenen Glücks oder Unglücks in all ihren Konsequenzen erzählt – besonders anschaulich und vergnüglich in der Novelle II,5, in der ein noch unerfahrener Kaufmann namens Andreuccio da Perugia mit 500 Gold-Floren zum Pferdekauf nach Neapel reist, dort betrogen, beraubt und lebendig begraben wird, am Ende jedoch frei und zufrieden nach Hause zurückkehrt, weil er einen Rubinring sein Eigen nennt, dessen Gegenwert viel höher ist als sein verlorenes Anfangskapital.

3. Zuletzt noch ein Wort zu den Formen der Texte. Es fällt auf, dass unter den Werken, in denen Geld im Mittelpunkt steht, kaum Novellen (zumindest bis zum *Decameron*) und noch weniger Romane zu finden sind. Auch die bekannte Verwendung des Motivs der Gier nach Gold oder nach einem Schatz in der Heldenepik gehört in eine andere Kategorie. Gold ist zwar seit der Antike fraglos das Begehrenswerte schlechthin; es fungiert in diesem Sinne als handlungsauslösendes Motiv oder als ‚Währung‘ zur Messung des Heldenruhms, doch wird es nie als Zahlungsmittel dargestellt. Tatsächlich vermehrt sich der Nibelungenschatz nicht, er wirft auch keine Zinsen ab. Dagegen gehören die in diesem Band versammelten Textformen in den Bereich der diskursiven Verhandlung, bei welcher sich die Autoren eines breiten Formeninventars bedienen, sei es in der Spruchdichtung, in Klagereden (‚planctus‘) oder in den im Kontext von Predigten entstandenen Exempla. Besonders augenscheinlich wird dieser diskursive Charakter im gattungsübergreifenden Texttyp des Streitgedichts, in dem die dialogisch-polemische Auseinandersetzung zwischen entgegengesetzten Positionen vorgeführt wird, z. B. zwischen Schaf und Münze (Nr. 1), zwischen Gewinner und Verschwender (Nr. 4) oder zwischen einem Wucherer und einem moralisch vorbildlichen Menschen (Nr. 15). Das Streitgedicht war ein überaus populärer Texttyp, der sich seit dem Hochmittelalter in zahlreichen Sprachen findet. In ihm nehmen zwei (gelegentlich allegorische) Figuren konträre Positionen ein und debattieren dann zum Beispiel darüber, ob Wasser oder Wein der Vorzug gehört oder ob der Leib der Seele überlegen ist. Die literarische Verarbeitung dieses rhetorischen Streits konnte sich außerhalb der Literatur auf eine breite Diskussionskultur in Schule, Universität und Hof stützen. Das Streitgedicht entspricht der scholastischen Übung der ‚disputatio‘ und findet seinen Wiederhall auch in der rhetorisch-juristischen Ausbildung etwa in Form von Schauprozessen. Auffällig ist auch beim Streitgedicht die häufige Aneignung anderer Gattungen; so ist es durchaus üblich, dass Streitgedichte mit einem Traumeingang oder einer Vision eröffnet werden (z. B. Nr. 4 und 15). Diese Rahmung verleiht den Debatten eine größere Distanz und macht die abstrakten Positionen augenscheinlich. Sie zeigt auch, welche breiten Möglichkeiten den Autoren bei der Behandlung des ‚modernen‘ Themas des Geldes zur Verfügung standen. Es bot Anlass, mit literarischen Formen zu spielen oder gar neue Formen zu entwickeln.

## TEXTAUSWAHL UND KONZEPT DES BANDES

Die Arbeit an dieser Anthologie erstreckte sich über einen langen Zeitraum. Erste Überlegungen gehen auf das Jahr 2013 zurück, sie kamen im Nachhall der großen Bankenkrise auf. Dass der Band nicht schneller vorgelegt werden konnte, liegt in

der Natur der Sache, betritt er doch weitgehend Neuland. Weder gibt es eine umfassende Forschung zum Gegenstand noch existiert ein erschöpfender Überblick über mittelalterliche Texte, in denen Geld im Zentrum steht. Die vorliegende Auswahl ist das Ergebnis einer mehrjährigen Suche, in die zahlreiche Fachkolleginnen und Fachkollegen einbezogen waren.

Es gibt zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert unzählige Texte, in denen Geld erwähnt wird – meist erscheint es aber als Staffage einer andersgearteten Handlung. Dabei können durchaus bemerkenswerte Akzente gesetzt werden, wie beispielsweise im Kampf zwischen Iwein und Gawein, den Hartmann von Aue mit Hilfe von Geldmetaphern beschreibt (*Iwein* 7143–7227). Die beiden Ritter *borgen* und *vergelten* sich die Hiebe gegenseitig, allerdings teilen sie derart bereitwillig aus, dass ihr *kouf* kaum *gewin* einträgt. Solche Stellen zeigen, wie verbreitet schon um 1200 die Handelsterminologie war. Die Passage ist aber kaum von der Romanhandlung losgelöst zu verstehen und wäre in einer Anthologie schlecht aufgehoben.

Der vorliegende Band gründet auf einem anderen Konzept. Ausgewählt wurden vollständige Texte, in denen Geld nicht nur erwähnt wird, sondern gegenständliches Thema ist, in denen es mit anderen Worten den Anlass für die literarische Formgebung darstellt und gleichzeitig deren Zweck und Rezeption definiert. Alle hier versammelten Werke handeln daher von der Dynamisierung des Geldes, die im 12. Jahrhundert einsetzt und im Spätmittelalter ihren ersten Höhepunkt erreicht. Im Zweifelsfall entschieden wir uns für unbekannte oder gar unedierte Texte. Aus diesem Grund blieben die vielen Geld-Gedichte der *Carmina Burana* ebenso unberücksichtigt wie die zahlreichen Wucher-Exempla. Beide Textgruppen sind in anderen Ausgaben gut greifbar. Ausgeschieden sind auch Quellen, die einem weiteren Literaturbegriff entsprechen, seien es Rechtsbücher, Vertragstraktate, Chroniken oder Urkunden.

Das Thema der Macht des Geldes gibt die Struktur für die vier Teile dieses Bandes vor. Bei der inhaltlichen Sortierung bleiben naturgemäß Überschneidungen nicht aus. Die Texte des ersten Teils (A) unterscheiden sich von allen anderen in der Art und Weise, wie der Erzähler oder Sprecher hier jeweils eine globale Perspektive einnimmt und Geld als ein Phänomen begreift, welches die Welt umfassend berührt. Diese Perspektive bleibt freilich die Ausnahme. Die drei übrigen Teile stehen dagegen für die überwiegende Mehrheit der Texte, die das Thema des Geldes auf individueller Ebene verhandeln. Sie zeigen die Herausforderungen, die es für den Einzelnen darstellt. Geld ist demnach eine Versuchung (B), ein Objekt unerschöpflicher Sehnsucht und Gier (C) oder ein nicht aufzuhebender Mangel (D). Diese Perspektiven bedeuten keineswegs, dass der Mensch ein unsoziales Wesen wäre, das durch das Geld aus der Gesellschaft gleichsam herausgeschleudert wird; vielmehr werden durch diese Blickweisen die Dimensionen der moralischen Prüfung verdeutlicht, mit der sich jedes subjektiv wahrnehmende Individuum in seinem Verhältnis zum Geld konfrontiert sieht.

Den Texten eines jeden Blocks sind gemeinsame Einleitungen vorangestellt, für die alle Herausgeberinnen und Herausgeber des Bandes gemeinsam verantwortlich zeichnen. Angaben zur Überlieferung, zu den Editionsrichtlinien und zur weiterführenden Literatur finden sich im Anhang.

## DANK

Dieser Band hätte nicht verwirklicht werden können, wenn uns nicht zahlreiche Menschen bei der Arbeit an ihm unterstützt hätten. Ihnen sei an dieser Stelle herzlich für diese Unterstützung gedankt. An erster Stelle gilt der Dank Susanne Henkel vom Hirzel-Verlag, die auch in schwierigen Momenten dem Vorhaben eine Betreuung zudachte, wie man sie sich als Autor nur wünschen kann. Unzählige Arbeitsstunden haben auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an den Universitäten Siegen und Marburg sowie im Akademievorhaben *Handschriftencensus* in das ‚Geld‘ investiert. Namentlich seien genannt: Sander Alihodžić, Swantje Bassin, Anna Hofmann, Simon Jenke, Antonia Krihl, Teresa Küppers, Clara Mertens, Fabian Ruhrländer, Laurien Sauser und Robert Whitley. Ferner hat Susanne Spies freundlicherweise einige Stellen des Manuskripts überprüft. Hans Rudolf Velten und Jürgen Wolf waren stete Rat- und Ideengeber. Wim Hüsken, Bart Ramakers und Frans Schaars stimmten der Nutzung ihrer Edition des *Esbatement vant gelt* zu; der Nederlands Letterenfonds förderte seine Übersetzung mit einem namhaften Betrag. Warren Ginsberg und Medieval Institute Publications genehmigten den Abdruck von *Winner and Waster*. Andres Betschart (Winterthurer Bibliotheken), Kurt Heydeck (Staatsbibliothek Berlin) und Christoph Mackert (Universitätsbibliothek Leipzig) erteilten hilfreiche Auskünfte.

## LITERATURHINWEISE

Eine nützliche und kurze Gesamtübersicht über die Geschichte des Geldes vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart bietet NORTH. Etwas weniger systematisch, dafür erzählender vermittelt LE GOFF (Geld) dieselbe Geschichte. Daten zur Münzgeschichte wie auch zur Kaufkraft findet man bei TRAPP (Handbuch); der Band ist auch als Nachschlagewerk zu einzelnen Münzsorten und ihrer Benennung geeignet. Die Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters stellt GILOMEN im Überblick dar, die Welt der Händler und des Handels wurde von FUHRMANN (Handel) und SPURFORD (Handel) untersucht. Die einschlägige Darstellung des Wuchers ist LE GOFF/FRIED. Spezifisch zur Situation in Deutschland: RÖSCH. Ein Modell des diskursiven Hintergrunds bietet KAYE (History). Zur Aufnahme des Geldes in der Literatur finden sich bislang nur Ansätze: BOLTE, Zehn; CADY, Gender; DÄRMANN u. a., Oikonomia; HÖLZLE, Kapitalakkumulation; KARTSCHOKE, Regina; PASERO, Metamorfofi; PETERS, Zins; REICHLIN, Ökonomien; SCHNEIDER, Wahrnehmungsweisen; SHOAF, Dante; VITULLO/WOLFTHAL, Money; YUNCK, Medieval. Sammelbände zur Kulturgeschichte des Geldes wurden u. a. herausgegeben von BERTELOT/EPSTEIN, Money; GRUBMÜLLER/STOCK, Geld; VITULLO/WOLFTHAL, Money. Thematisch einschlägig zum Judentum und insbesondere zum literarischen Zerrbild des Judenwucher vgl. FREY, Juden kennen; FREY, Wucherjude; FREY, Bild; WENNINGER, Juden; TOCH, wirtschaftliche Tätigkeit. Für die allgemeine Darstellung des Streitgedichts und eine Auswahledition vgl. der von JÖRG FICHTE u. a. herausgegebene *Relectiones* Band 6: Das Streitgedicht im Mittelalter.